

Sommerfriebe.

Von dieser Feldhöhe in des Birnbaums Schatten,
Wie schaut sich's schön hinaus ins heitre Land!
Wie friedlich sonnen sich die grünen Matten,
Die salben Saaten in des Mittags Brand;
Wie glänzt der Himmel drüberhin im fatten
Azurnen Blau bis zum Gebirgsrand,
Wo silberhell gleich fernem Gletscherzungen
In langer Reih' die Hausenwolken blitzen.

Die Säusel leis der sommerliche Friede
Zu lauen Lüftchen durch die weite Flur;
Vom Freudenrausch des Wonnemondes müde,
Zu stillem Wirken saßt sich die Natur;
Die Lerche ruht vom lauten Jubelliede,
Beschelden zirt im Gras die Grille nur,
Die letzte Rose ist am Hag zerfallen,
Nun darf im Wind das blühnde Mohrfeld wallen.

Wahr ist's, des Jahres Jugend ist verfliegen,
Verweht, o Lenz, dein holder Blütenduft,
Doch auch des Frühlings Wetter sind verzogen,
Die Donner ruhn, gereinigt glänzt die Luft,
Der Sommer waltet mild am Himmelsbogen,
Indes die Wachtel durch das Kornfeld ruft,
Und will zum Schluß das Besie noch bescheeren,
Den Saft der Reben und die Frucht der Aehren.

Schön war der Mai; doch willig ohne Klage
Füg ich, Natur, mich deinem heiligen Gang;
Im Wonnemond verträumt ich meine Tage
Und schwärmte nachts beim Nachtigallgesang,
Nun geht mein Herz in friedsvollem Schlage,
Genesen von des Frühlings Sturm und Drang;
Mag auch der Wind vom Hag die Rosen streifen:
Wenn nur indes die goldnen Aehren reifen.

Das Glöcklein des Glücks.

Roman von Ludwig Rohmann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Unten traf Ulrich die Mutter. Um sie her
standen Körbe mit frisch duftender Wäsche und sie
war beschäftigt, ein Wäschestück nach dem andern in
die großen eichenen Schränke zu verteilen. Sie ging
beinahe zärtlich um mit dem blendenden Bienen und
nahm Stück um Stück behutsam auf und bettete es
zu den andern seiner Art.

Als Ulrich eintrat, stand sie einen Augenblick still
und sah ihn forschend an.

„Du warst beim Vater. Wird er zur Tischzeit
herunterkommen?“

„Ich denke, ja.“

Ulrich warf sich auf einen der hochlehnigen
Stühle und starrte vor sich hin. Dann fiel es ihm
auf, daß die Mutter anscheinend gar keine Angst
um den Vater hatte.

„Ich hab mich erschreckt, Mutter, als ich den
Vater heute sah. Ist er oft so?“

„Ja.“

„Aber wenn er sich auch wieder erholt — auf
die Dauer müssen solche Zustände ihm doch schwer
schaden. Man müßte doch den Doktor holen, wenn
er sich so fühlt.“

Frau von Wannoff wandte sich langsam gegen
den Sohn.

„Ulrich, mein Jung! Meinst du, daß wir das
nicht getan haben? Aber wenn der Mensch sich selbst
nicht bezwingen kann und nicht vernünftig sein will
— die andern retten ihn nicht. Nicht der Doktor,
nicht die Frau, noch der Sohn. Man hat's ver-
schäumt, denken Vater zu bändigen, da er noch jung
war. Jetzt bündigt ihn nur der eine noch, der alle
Herzen still macht.“

Ulrich wollte widersprechen: „Aber man müßte
doch —“

„Man müßte —!“ Frau von Wannoff lächelte
ganz eigen vor sich hin. „Siehst du, mein Jung,
du erlebst das heute zum erstenmal und bist er-
schüttert. Aber ich! An die zwanzig Jahr, mein
Jung — und ich hab' ihn doch so lieb gehabt —
so lieb —!“

Ulrich sprang auf, lief zu der Frau hinüber, die
ihm in diesem Augenblick erbarmungswürdig alt er-
schien, und sank vor ihr nieder: „Mutter — liebe,
liebe Mutter —!“

„Mein Ulrich,“ sagte sie leise und innig. „Aber
laß — wir tragen doch alle nur, was uns bestimmt
ist, und das Jammern ist immer vom Uebel. . .
Ich hatte Angst um dich, Ulrich —!“

Ulrich stand auf: „Angst — um mich?“

„Ja, du warst so lange oben. Seit einer Stunde
wart ich hier auf dich.“

„Du wartest —? Und Angst — deshalb Angst,
weil ich so lange beim Vater war?“

„Deshalb. Ich habe Angst, auch noch jetzt, denn
ich sehe, wie du erschüttert bist. Oder ist's nur,
weil du den Vater hast leiden sehen?“ Sie wartete
einen Augenblick und als Ulrich sich abwandte, ohne
zu antworten, setzte sie resigniert hinzu: „Ich hab's
ja gewußt! Siehst du, mein Jung, dein Vater ist
ewig unruhig gewesen. Hat viel erlebt und viel
erfahren, und hat die Welt — die wirkliche Welt —
doch immer nur durch sieben Schleier gesehen. Und
doch auch wieder anders als Phantasten und Poeten
sie sehen. Mein Gott, er ist dein Vater, und du
sollst ihn gewiß lieben und nach dem Willen der
Bibel ehren. Aber du — du bist doch mein Kind,
dich muß ich bewahren, und das ist mehr. Siehst du
— darum hab' ich gewartet, bis du herunterkommen
würdest. Er soll dich nicht verwirren und nicht irre
machen am Vaterhaus! Und nun komm' und sag'
dich zu mir — ein Viertelstündchen hab' ich schon
noch für dich.“ Sie setzte sich und schob einen an-
deren Stuhl dicht zu sich heran. „So, ganz dicht,
daß ich fühlen kann, wie nahe du mir bist. — Ihr
habt von deiner Zukunft gesprochen?“

„Ja. Er hat wohl viel darüber nachgedacht und
wollte mich warnen. Ihn quält die Angst, daß ich
mich an Kleinigkeiten verlieren könnte, und darum
hat er mir seine Wege ins Große gezeigt.“

„Die Wege kenne ich: rücksichtslos vorwärts
gehen; nach Vorteilen streben und jeden Vorteil
nützen, der sich bietet — einerlei, was es kostet.“

„Mutter — das alles weißt du?“

Sie lächelte müde.

„Wenn man so lange miteinander lebt. — Und
wenn man selbst so wenig Liebe und Schonung er-
fahren hat —! Alles, was dein Vater will und
fordert, geht von der falschen Voraussetzung aus:
Wir sind reich, so meint er, und im Reichtum sou-
verän. Wir stehen hoch und unberührt von all den
brandenden Nöten des Lebens. Aber das alles ist
nicht wahr: Wir sind gar nicht reich, und die Not,
die er nicht spürt, macht mir schlaflose Nächte.“

Ulrich war heftig erschrocken.

„Mutter — wie ist das möglich?“

„Wie das möglich ist?“ Sie lächelte trübe vor
sich hin. „Ich meine, das wäre nicht allzu schwer
zu begreifen. Für das Gut wäre es gewiß besser
gewesen, wir hätten dich Landwirt werden lassen. An-
fangs, siehst du, als dein Vater Wonneberg über-
nahm, fand er die Fülle vor, und sie wäre ohne
viel Mühe zu erhalten gewesen. Aber, indem er die
Fülle genoss, zerstörte er sie auch. An ein Wehren
ist heute gar nicht mehr zu denken. Jeder Fehlschlag,
den das Wetter und die Ungunst der Zeiten bringt,
wirft uns um Jahre zurück.“

„Das ist ja aber entsetzlich, Mutter! Und warum
weiß das der Vater nicht? Wenn er es nicht selbst
sehen kann oder sehen will, so müßte man ihn doch
aufklären!“ rief Ulrich erregt.

„Er könnte es wissen, denn es sind Selbstaktionen
notwendig gewesen, die ohne ihn nicht durchzuführen
waren. Doch seine Abneigung gegen alle ernste Ar-
beit macht ihn der Wirklichkeit gegenüber blind. Aber
wenn er auch vollkommen klar sähe — es würde
uns nichts helfen: Er ist ja krank, und es ist das
lechte, was meine arme Liebe für ihn tun kann,
daß ich ihn seinen Traum vom Glück und Besitz
bis zum Ende träumen lasse.“

„Mutter —“

„Daß nur, mein Jung! Aber daß du nun die
Dinge nicht auch mit deinen Augen siehst — dafür
muß ich wohl sorgen. Du bist kein Landwirt ge-
worden. Du weißt ich habe mich nur langsam da-
mit abgesunden. Es wäre mir viel leichter geworden,
wenn ich hätte denken dürfen, daß ich für dich arbeiten
und dir das Gut erhalten müßte. Heute bin ich
froh, daß du einen anderen Beruf ergriffen hast.
Dein Weg und deine Zukunft hängen nicht am Besitz
dein Glück und deine Größe ruhen in dir selbst.
Und dankbar bin ich dem Himmel, daß du einen
Freund finden wirst, wie Professor Schlegel's ist!“

Ulrich nahm ihre Hände zwischen die seinen und
preßte sie inbrünstig.

„Mutter — du weißt ja nicht, wie wohl es
mir tut, daß du gerade das aussprichst und daß
du weißt, wieviel Dank wir und vor allem ich
meinem Freunde schuldig sind.“

Nun sah sie ihn schärfer an.

„Laß dich um Gottes willen nicht irre machen,
mein Jung!“ sagte sie eindringlich. „Halte die Treue
und stelle dich nicht selbst in den Schatten, in den
die Freundschaft nicht dringt. Und noch eins und das
wichtigste dazu: Sey' dich nicht über die Liebe zum
Weibe — zu dem einen Weibe, das bestimmt ist, dich
glücklich zu machen! Wir Menschen tragen keinen

größeren Fluch als den, der in einer Lebensgemein-
schaft ohne gegenseitiges Verstehen, ohne die Gemein-
schaft des Denkens, des Empfindens oder doch wenig-
stens ohne die Gemeinsamkeit der Ziele wurzelt. Es
kommt doch für jeden einmal die Stunde, da er mit
leidenschaftlicher Inbrunst ein Herz sucht; und wehe
dem Unglücklichen, der dann allein ist und vergebens
die Hände ausstreckt.“

Da lag Ulrich vor ihr auf den Knien, und seine
Lippen brannten auf ihren Händen.

„Mutter —! Du führst mich zu mir selbst zurück,
und ich will dir nie — nie vergessen, was du mir
in dieser Stunde gerettet hast!“

IV.

Zum Mittag kam der Rittmeister wirklich
herunter. Er sah zwar erschreckend hinsichtlich aus, aber
er hielt sich doch aufrecht und war anfangs sogar
ganz erträglich gelaunt. Frau von Wannoff und
Ulrich waren schweigsam und bekrüdet, aber sie gaben
doch freundlich Bescheid auf seine Fragen und lächel-
ten sogar, wenn sie meinten, daß er ein Lächeln
erwarten könne.

Professor Schlegel saß bei Tisch.

In Danzig wohnte ein alter Studienfreund, den
er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Den wollte
er aussuchen und abends wieder zurück sein.

Das fand der Rittmeister merkwürdig.

„Er hätte doch auch morgen fahren können —
oder übermorgen.“

„Das ist aber doch ganz einerlei, lieber Vater,“
sagte Ulrich. „Wenn er übrigens gewußt hätte, daß
du Wert darauf legst, ihn heute hier zu haben, dann
würde er gewiß gerne geblieben sein.“

„Wert!“ Der Rittmeister lächelte hochmütig.

„Wenn er keinen Wert darauf legt, bei uns zu sein
ich kann seine Gegenwart schließlich entbehren. Ich
finde es nur wenig schädlich, daß er Wonneberg als
Absteigequartier benützt, um von hier aus seine Aus-
flüge in die Umgegend zu machen.“

Ulrich wurde nervös.

„Berzest, Vater, — aber ich muß dir wider-
sprechen. Balthar hat mit mir die Einteilung seiner
Tage besprochen, und wir kamen überein, daß es
besser sei, wenn er den Besuch in Danzig mache,
ehe hier weitere Verpflichtungen für ihn erwachsen.
Wir werden in diesen Tagen doch gewiß viele Be-
suche erhalten; wir werden sie erwidern müssen, und
wer weiß, ob dann noch Zeit übrig bliebe, den Be-
such in Danzig zu machen.“

„Na, lassen wir's! Ist ja nett, daß du ihn
entschuldigst. Wir werden übrigens schon heute Be-
such erwarten können. Neugierig sind sie doch alle,
die lieben Nachbarn. Das Weibsvolk zuerst. Das
brennt darauf, den berühmten gewordenen Ulrich
Wannoff zu sehen. Herrgott wird das eine Freude
werden —!“

„Wenn ich dich um eins bitten dürfte, Vater:
ich bin nicht berühmt,“ sagte Ulrich mit mühsam be-
wahrter Ruhe. „Es geniert mich einigermaßen, wenn
du immer wieder von meinem Ruhm sprichst, der
nicht vorhanden ist. Wer heutzutage Geld hat, kann
ohne Mühe und in aller Gemächlichkeit die Welt
umsegeln. Wäre es also meines Ruhmes wert, daß
ich in den Tropen und in den Antarktis gewesen bin
dann müßte ich mich für den Ruhm bedanken — er
wäre zu billig. Auch das wird für die Leute kaum
als ruhmwürdig gelten, daß ich da draußen allerlei
Seegerier vom Grunde heraufgeholt habe, und die
wissenschaftliche Arbeit, die dabei geleistet wurde,
begreift doch keiner. Wenn die ganze Meise und ihre
Ergebnisse wirklich einigen Anspruch auf Ruhm be-
gründen, dann haben andere darauf Anspruch, nicht
ich.“

„Dein Professor zum Beispiel — ich weiß. Aber
red' du, was dir beliebt: für die Leute hier bist du
eine Berühmtheit, seit die Journale dein Bild ge-
bracht haben, und ich sehe doch wahrhaftig nicht ein,
weshalb wir ihnen die gute Meinung nehmen sollen.“

Ulrich schwieg, und der Rittmeister hob gleich
darauf die Tafel auf.

Am Nachmittag kam wirklich Besuch aus der
Nachbarschaft. Zuerst der alte Böplau aus Tufenhof.
Dann Josupeits aus Bedekopp; Vater, Mutter und
zwei Töchter. Endlich die Jaroschins aus Groß-
Jemlich; Vater und Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

Das heutige Straßburg.

Straßburg, die Hauptstadt der Westmark des
Reiches, hat von jeher in den Augen eines jeden
guten Deutschen einen besonderen Reiz besessen. Die
„wunderschöne Stadt“, an Ill und Rhein malerisch
gelegen, in deren Mitte Meister Erwins stolzer
Wunderbau, der Dom, gen Himmel ragt, ist uns
allen lieb und teuer. Groß war die Vergangenheit
dieser alten freien Reichs- und Bischofsstadt, und
inmitten dieses kräftig aufstrebenden Gemeinwesens
regen sich tüchtige Kräfte, die ihm auch einen einfluß-

reichen Platz unter den heiligen deutschen Stigmatisierten zu sichern bemüht sind.

Was uns von Straßburgs vergangenen Glanztagen bemerkenswert ist, läßt sich schnell erzählen. In der alten Bischofsstadt am Oberrhein schuf Herr Gottfried von Straßburg seinen Sang von Tristan und Isolde, hier wirkte der Erbauer des Münsters, Meister Erwin von Steinbach, und Johannes Fischart schrieb die merkwürdige Begebenheit von dem glückhaften Schiff der Zürcher nieder, das mit noch heißem Hirsebrei als Zeichen freundschaftlicher Hilfsbereitschaft auf der Ill landete. Und im Jahre 1770 studierte der junge Joh. Wolfgang v. Goethe hier die Anfänge der Jurisprudenz. Schon damals reiste in dem für alles Schöne begeisterten Straßburger Muffenjohn der Gedanke zu manchem unsterblichen Lied, und der Seifenheimer Liebesroman warf den ersten großen Schatten in sein ereignisreiches Leben.

Hundert Jahre später wurde Straßburg wieder deutsch. Bis zum großen Krieg war die Hauptstadt des Elsaß eine stille französische Provinzstadt von unbestrittener Ruhe. Der edle Bau des ewig schönen Münsters, vornehme Patrizierhäuser und ihre große geschichtliche Tradition geben der Stadt den Reiz. Einiges Leben entstand durch verschiedene Industriezweige, etwas Kunstgewerbe und allenfalls durch die Garnison. Mit dem Jahre 1870 wuchs dann Straßburg ganz allmählich in die Rolle einer deutschen Großstadt hinein, Industrie und Handel entwickelten sich, die einengenden Festungswerke fielen nach und nach und es entstand die ansehnliche Neustadt mit stolzen Monumentalbauten und modernen Straßenanlagen.

So bietet Straßburg das Bild zweier Zeitalter: auf der einen Seite die Stadt der französischen Zeit mit engen Gassen, aber teilweise noch heute schmuck anzuschauenden Patrizierhäusern und anheimelnden Platanlagen, auf der andern Seite die neue Stadt mit großen freien Plätzen und breiten Straßenanlagen. Der Gegensatz zeigt sich am besten da, wo Alt- und Neustadt aneinandergrenzen. Da ist der alte Broglieplatz mit der prächtigen Fassade des Rathauses und dem die Längsseite abschließenden Stadttheater. Dicht dahinter beginnt Neu-Straßburg mit dem weitläufigen blumen- und baumgeschmückten Kaiserplatz, der nur von öffentlichen Gebäuden, dem in der Architekturgestaltung etwas mähratener Kaiserpalast und den Häusern des Landtags, der Bibliothek und der Ministerien umrahmt ist. Ein Gang durch die Altstadt, oder an den romantischen Staden entlang — so heißen die Räte der in vielen Armen die Stadt durchziehenden Ill und der zahlreichen Kanäle — gehört zu den hübschesten Eindrücken alter Städteidylle. Besonders das häufig im Bild verewigte sogen. „Kleine Frankreich“ jesselt durch seine Romantik. Mitten in der Altstadt schlägt jetzt der im Interesse der Wohnungshygiene und sanitären Fürsorge unternommene große Straßendurchbruch, ein Zwölfmillionenprojekt, das in seinem ersten Teil bereits vollendet ist, eine mächtige Brücke. Er schafft ein neues Geschäftsviertel mit modernen Kaufhäusern und Wohnungen. Zum erstenmal ist hier das Prinzip des Erbbaurechts in großem Maßstab angewendet.

An Bevölkerungszahl wächst die Stadt nicht sehr schnell, sie hatte bei der letzten Volkszählung 1910 178 000 Einwohner und wird heute nicht vielmehr wie 285 000 Bewohner zählen, einschließlich etwa 150 000 Mann Garnison. Dieses langsame Fortschreiten beruht erstens auf der sehr geringen Bevölkerungszunahme in Elsaß-Lothringen überhaupt, dessen Geburtenziffer hinter der aller übrigen deutschen Bundesstaaten erheblich zurückbleibt und zweitens auch einer Anzahl hemmender Faktoren, die durch den immer noch nicht ganz überwundenen nationalen Gegensatz innerhalb der Bevölkerung bedingt sind. Das Land hat infolgedessen immer noch nicht den vollen wirtschaftlichen Anschluß an Altdeutschland gefunden und es leidet darunter. Doch gerade hier sind offensibare Anzeichen der Besserung vorhanden. Die Hauptindustriezweige sind die von alters her berühmte Gänseleberfabrikation, die Herstellung feiner Wäscheartikel, ferner Werbereien und Lederfabrikation, sowie Brauereibetriebe. Schon heute hat Straßburg große Bedeutung als Umschlaghafen für den Güterverkehr nach den oberrheinischen Gebieten. Die geplante Ausdehnung der Hafenanlagen, die früher zur Tatsache werden wird, als die in Aussicht genommene Kanalisierung des Rheins von Konstanz bezw. Basel bis Straßburg, dürfte diesen Verkehr noch ganz gewaltig steigern.

Das Straßenbild der „wunderschönen Stadt“ zeichnet sich durch einen Umstand aus, der jedem Besucher auffällt, nämlich durch den Chiff und die Grazie der Straßburger Frauenvwelt. Es wird in Deutschland kaum eine Stadt geben, wo sich das weibliche Geschlecht in seiner Allgemeinheit so geschmackvoll anzieht wie hier. Und das mit verhältnismäßig einfachen Mitteln. Gewiß wird man z. B. in Berlin und Frankfurt a. M. in Gesellschaftskreisen auffallendere und prunkvollere Toiletten finden, aber in Straßburg verteilt sich der Chiff fast gleichmäßig auf alle sozialen Schichten. Die elegante Dame der Gesellschaft entwickelt ihn fast ebenso wie die Verkäuferin oder die bessere Arbeiterin jede natürlich mit ihren Mitteln. Davon kann man

aus dem, was hier sehr leicht beobachtet werden kann, häusern überzeugen. Etwas in Straßburg gleichfalls besonders bemerkenswertes sind seine kulinarischen Genüsse. Eine Anzahl ganz erstklassiger Weinrestaurants bieten wahre Dorados für Gourmets, und die hier weitverbreitete französische Küche entfaltet ihre Vorzüge auch in den mittleren Restaurants.

Landchaftlich bietet die allernächste Umgebung der Stadt außer den herrlichen Parkanlagen der Drangerie nicht viel lockendes, obwohl die Spaziergänge vor den alten Wällen und im wasserreichen Rheinwald ihren eigenen Reiz haben. Aber in einer kaum halbständigen Bahnfahrt gelangt man in einen der schönsten Teile des nördlichen Schwarzwalds und in die burgengekrönten Vogesen, an deren sonnigen Abhängen die Reben gedeihen. Mild und lieblich präsentieren sich die Mittel- und Nordvogesen mit ihrem abwechslungsreichen Waldbestand; geradezu alpinen Charakter tragen die gewaltigen Südvogesen. Leider sind in Altdeutschland diese prächtigen Gebietsformationen noch viel zu wenig bekannt. Straßburg ist der gegebene Ausgangspunkt für alle diese schönen Ausflüge. Wenn man dann abends wieder nach der alten Festungs- und Universitätsstadt zurückkehrt und der schwebenden Sonne Strahlen den göttlichen Fierat am Münsterurm vergolden, dann fühlt man, daß diese Stadt den Namen der „Perle des Oberrheins“ wohl verdient.

Vermischtes.

Warum lesen wir Zeitungen? Die Frage: Warum lesen wir Zeitungen? wurde unlängst in einer Volksschule im Jaberghau Kindern im Alter von 13 Jahren zu völlig freier Beantwortung gestellt. Die Antworten, so drollig sie in Einzelheiten sein mögen, geben in ihrer Gesamtheit bereites Zeugnis von der hohen Wertschätzung, der sich die Zeitung bei den Schulkindern schon erfreut. „Heutzutage kann man nicht mehr ohne Zeitung leben“, erklärt uns ein solcher Schulbambusphilosoph. Ein anderer kommt zu dem Schluß: „So ist die Zeitung sehr unentbehrlich für alle Leute“. Ein dritter formuliert seine Gedanken also: „In allen Erdteilen wird die Zeitung gelesen“, und ein vierter wird noch deutlicher und schreibt: „Auf der ganzen Welt werden Zeitungen gedruckt, verkauft und gelesen“. Die einfachste und bündigste Antwort auf die Frage seines Themas gibt ein Schüler mit dem Satz: „Wir Menschen lesen die Zeitung hauptsächlich, daß man etwas weiß von der Welt“, und ein anderer drückt die Einsenwahrheit so aus: „Wenn wir die Zeitung nicht hätten, so würden wir die Reizigkeiten von Stadt und Land nicht wissen“. Viele Leute können ohne Zeitung gar nicht mehr auskommen, und andere können's kaum erwarten, bis der Briefträger kommt und die Zeitung bringt“. Das ist ein ernstes Kapitel, das immer wiederkehrt; man könnte es „Der Schrei nach der Zeitung“ überschreiben. „Die Leute warten auf die Zeitung und manche werden zornig, wenn sie sie nicht gleich bekommen“, erklärt uns ein kleiner Beobachter, und ein anderer, der die Sache noch genauer kennt, verrät sie uns folgendermaßen: „Bleibt einmal das Blatt aus, so sind die Leute mürrisch und schreiben sofort an die Redaktion“. Alle Sparten und Abteilungen erregen die Aufmerksamkeit der Kleinen. Dem Anzeigen-Teil widmen alle ihr Interesse. Der eine ist Vorkämpfer und schreibt sachverständig: In der Zeitung steht „aber auch, wie die Wertpapiere im Steigen und Fallen begriffen sind“. Zwei von den ca. 25 Schülern erwähnen den „Gottesdienst, der im Blatt mitgeteilt wird“. Einer schreibt: „Die Leute wollen aber auch mancherlei gerichtliche Sachen lesen“. Ein paar wenden dem Mordteil ihr Interesse zu, und der eine tadelt, daß es Zeitungen gebe, die „jährl. jedes Jahr“ eine neue Mode brächten. (Der Aufsatz stammt vom Land.) Als Politiker entpuppt sich, der schreibt: „Auch kommt es, was im Landtag gesprochen wird und was für Kandidaten gewählt sind“. Auf die technische Herstellung der Zeitung geht so ein Bursche ein und er entwirft folgende Skizze: „Die Leute tragen es in die Buchdruckerei, dann wird es hineingedruckt, man kann es fein und dick drucken, denn da sind verschiedene Maschinen da“. Als Kritiker entpuppt sich, der sich also vernehmen läßt: „An den Zeitungen machen die Leute die meisten Erfahrungen, die aber für die Jugend nicht immer passen“. So verschieden in den Einzelheiten, keiner spricht von der Zeitung anders als kindlich ehrfürchtvoll, und keiner vergißt die „Geschichte“. In manchen Zeitungen kommt auch ein Roman, den die meisten Leute mit Spannung lesen.“

§ **Hungerstreik und Zwangs-ernährung.** In diesem durch die Hungerrevolten der in Straßburg befindlichen englischen Suffragetten aktuellen Thema ergreift ein Londoner Arzt im „Standard“ das Wort. Er bezieht auf die populäre Anschauung, daß freiwillig Hungernde im Interesse der Lebenserhaltung gewaltsam gefüttert werden müssen, als laienhaften Grundirrtum. „Man liest heute in den Zeitungen so viel von „Hungerstreik und Zwangs-ernährung“, schreibt der Londoner Arzt. „Beide Bezeichnungen beruhen auf einem völligen Verkennen der Verhältnisse. Sich für zwei oder drei Wochen des Essens zu enthalten, ist nicht ungesund, sondern es ist auch als Kur bei gewissen chronischen Störungen, die der gewöhnlichen Behandlung trogen, geradezu angezeigt. Ein Ding, wie einen Hungerstreik gibt es überhaupt schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil nach dem zweiten oder dritten Fasttage von Hungern garnicht mehr die Rede sein kann. Ich hatte Gelegenheit, mich mit

einer Dame zu unterhalten, die 23 Tage lang keine Speise berührt hatte. Die Vorstellung, daß das eine schreckliche Pein darstellen muß, entbehrt jeder Berechtigung. Erst eine Woche später erwachte bei dieser Dame das Hungergefühl. Und das ist der Normalstand bei allen, die sich einer Fastkur unterziehen. Die Gefahr besteht in derartigen Fällen nur darin, daß man mit der Darreichung von Speisen beginnt, ehe sich der normale Appetit wieder eingestellt hat. Mit der Zwangs-ernährung setzt man den Patienten der Möglichkeit verhängnisvoller Zwischenfälle aus, namentlich wenn die Gewebe und das Blut mit den Substanzen, die sich im Verlaufe der Fastkur bilden, gesättigt sind.“ Die Zwangs-ernährung ist bei Leuten, die sich einer freiwilligen Hungerkur unterwerfen, somit absolut nutzlos und gefährlich obendrein. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Führerinnen der Frauenstimmrechtsbewegung mit der Physiologie der Fastkur völlig vertraut sind, und daß sie sich insolgebessens über die Ignoranz, die die Männer gemeinhin in dieser Frage an den Tag legen, weiblich lustig machen.“

§ **Die dicke Dame in der engen Badewanne.** Die Berliner Feuerwehr hat schon Spanien, die sich in Dachröhren festgeklemmt hatten, befreit, sie hat wimmernde Mädchen aus den Schornsteinen geholt, sie hat Bienenschwärme vom Straßenbahnleitungsmaße genommen und ausgerissene Hammel eingefangen, aber daß sie eine dicke Dame aus der engen Badewanne befreit hat, das hat man bisher nicht gehört, das blieb dem Juli 1914 vorbehalten. Die „Tgl. Rdsch.“ verbürgt sich dafür, daß die dicke Dame sich in der Badewanne derart festgeklemmt hatte, daß sie sich nicht rühren konnte. Und ein Stödhnen entrang sich der gepreßten Brust, bei dem der Minna, der treuen Küchenfee draußen, endlich bange wurde. Sie sprengte die Tür zum Badezimmer und sah das Unglück. Kurz entschlossen alarmierte sie die Feuerwehr. Handfeste Männer drangen ins Badezimmer der Unwürdigen — Not kennt kein Gebot — und nach einigem Gezerre konnte die Dame mit einem tiefen Aufseufzen die wiedergekehrte Freiheit begrüßen.

§ **Jedem die Hälfte!** Von dem berühmten Schweizer Chirurgen Cesar Roux in Lausanne, der trotz seinen großen Erfolgen äußerst anpruchslos ist, und der schon häufig mit besonderem Vergnügen einem allgegenwärtigen Kollegen einen Streich gespielt hat, wird die nachstehende reizende Anekdote erzählt. Roux wurde eines Tages telegraphisch zu einem besonders schweren Fall nach Paris berufen, und er fuhr sofort mit dem Nachzuge ab. Als er am nächsten Morgen ins Krankenzimmer trat, empfing ihn der Hausarzt, der ihm ins Ohr flüßerte: „Bons savez, part a deux!“ Roux tat, als habe er nichts gehört und ging gleich an die Untersuchung des Patienten, die er seiner Gepflogenheit nach mit großer Sorgfalt ausführte. Die dann vorgenommene Operation gelang vollständig, und als die Angehörigen bei der Abreise des Chirurgen nach dem geschuldeten Honorar fragten, erwiderte Roux: „Die Reiseflosten Lausanne-Paris und zehn Francs für die Behandlung und Operation!“ Die Familie bezahlte mit Freuden das unglaublich niedere Honorar. — Als der Schweizer Chirurg das Zimmer verließ, erwartete ihn der Pariser Hausarzt mit fragendem Blick an der Tür. Dr. Roux reichte ihm fünf Francs mit den Worten: „Jedem die Hälfte!“ Er war bereits verschwunden, bevor der Pariser Zeit hatte, ihm auf diesen Streich mit einem Wutausbruch zu begegnen.

Vielseltigkeit. — Wie geht es dem Schulze? — „Brillant! Der besitzt eine große, gutgehende Schnapsbrennerei und eine Triplerheilanstalt.“

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Schmidt.

Druck und Verlag der W. Meier'schen Buchdruckerei, Albstadt.

Ein guter Appetit.

Es will mir nicht schmecken, sagt mancher in der heißen Jahreszeit, ich habe keine Lust zum Essen. Diesen wird Scotts Emulsion eine Wohlthat sein, denn, angenehmer schmeckend und leicht verdaulich, regt sie die Gylust kräftig an, so daß auch an heißen Tagen das Essen wieder schmeckt. Es ist der Hauptvortrag von Scotts Emulsion, daß sie im Sommer ebenso leicht genommen wird, wie in der kühleren Zeit.

Scotts Emulsion wird von uns ausschließlich in großen Dosen, und zwar mit Iose nach dem Mittag oder Nach, sondern nur in verschüttelten Originalflaschen in Aktion mit unserer Schutzmarke (Fischer mit dem Fisch). Scotts & Bowne, G. m. b. H., Frankfurt a. M.
Gehalt, ca.: Reiner Weibsigal-Oberton 100g, prima Ölweizen 50g, unterphosphorige Säure 1g, unterphosphorige Säure 1g, Natron 2g, wasser. Zuckersäure 2g, fischer. wasser. Gummi 2g, wasser. 12g, wasser. 12g. Hierin angegebene Emulsion mit Jod, Mandel- und Quailbeinöl je 2 Tropfen.